

## Werk

**Titel:** Reise von Cochabamba an den Chapare und Chimore in den Monaten Mai und Juni 1876

**Untertitel:** hierzu eine Karte, Taf. III

**Autor:** Holten, Herman von

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1877

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657\\_1877\\_0012](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1877_0012) | LOG\_0023

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

wanderung des Schoho-Gebiets sich gewöhnlich auf drei Tage ausdehnt. Für den Rückweg hat der Reisende eine gleich hohe Taxe zu entrichten; geht er ohne Führer, so wird er verfolgt, beraubt oder auch ermordet. Grössere Handels-carawanen zahlen 2—10 Thaler für die eigentlich vollkommen unnützen Führer. Erst seit einigen Jahren schlagen die Abyssinier, um diesen Plackereien zu entgehen, den Umweg nach Massawah über Hamassän (Hamassyn) und Ailet (Ailat) ein.

---

## VI.

### Reise von Cochabamba an den Chaparc und Chimore in den Monaten Mai und Juni 1876.

Von Herman von Holten.

(Hierzu eine Karte, Taf. III.)

---

Längst von dem Wunsche beseelt die Ostseite der Cordilleras kennen zu lernen, benutzte ich die Gelegenheit mich mehreren Freunden anzuschliessen, die eine Geschäftsreise nach dem Puerto am Coni zu machen hatten, und fasste dabei zugleich den Entschluss eine Explorationsreise damit zu verbinden, und zwar das Land zwischen dem Chimore, von dessen Schiffbarkeit an, bis nach Bandiola zu untersuchen, um mich persönlich davon zu überzeugen, ob ein Weg in dieser Richtung nicht bedeutende Vortheile über den jetzt existirenden bieten würde.

Die Reise von Cochabamba nach dem Puerto wird für die schwierigste Tour gehalten, die überhaupt zu machen ist, was bei den hiesigen Begriffen von Wegen gewiss viel sagen will, und ist überhaupt nur möglich während der trocknen Jahreszeit, also nur von Mai bis October; ausser dieser Zeit ist der Weg durchaus unpassirbar.

Unsere Gesellschaft bestand aus Don Ignacio Bello aus Trinidad, Don Juan Francisco Velarde, Agent der Madeira und Mamore Railway Company, Don Juan Soenz, Carrijidon der Provinz Securo, Mr. Charles Benedict, einem der alten California Pioneer (von 1846), der die Absicht hatte, hier wieder einmal als Pioneer aufzutreten und sich am Chimore anzusiedeln, und mir; auch Don Francisco entschloss sich die Reise von Chimore nach Bandiola mitzumachen, da solche möglicher Weise von grossem Interesse für seine Compagnie sein konnte. Wir rechneten allerdings immer auf eine Reise

unter normalen Verhältnissen, worin wir leider, zumal ich, wie der Leser später sehen wird, auf das bitterste getäuscht wurden.

Am 12. Mai, Morgens 9 Uhr, nachdem wir ein ordentliches Frühstück zu uns genommen hatten, machten wir uns also auf den Weg, fröhlich und guter Dinge, nicht ahnend was wir noch durchzumachen haben würden. Dem Wege an der Nordseite des Sacabathales folgend kamen wir denn auch ohne besondere Abenteuer nach Sacaba, einer kleinen niedlichen Stadt,  $2\frac{1}{2}$  Leguas von Cochabamba, wo uns Freund Garrebito mit einem substantiellen Lunch erwartete, so dass wir erst um  $1\frac{1}{2}$  Uhr unsere Reise fortsetzen konnten. Der Weg von Sacaba aus, allmählig ansteigend, war sehr gut gehalten, und nachdem wir den Sacabafloss, einen der Zuflüsse des Rio Grande, überschritten hatten, erreichten wir Ocuebi, eine Rancheria\*), am Fusse der Cordillera; die Steigung ist durchaus nicht steil, und nach einer Distanz von ca. 2 Leguas erreichten wir die Abra\*\*) oder den Uebergang, auf einer Höhe von 12300 engl. Fuss. Fast unmittelbar auf der Abra entspringt am östlichen Abhang einer der Zuflüsse des Punataflusses, der sich im Thal wieder nach Süden wendet und durch eine tiefe Quebrada\*\*\*) sich ins Clizathal ergiesst. Die Bajada†) in das Colomithal war ebenfalls in gutem Zustande und nach ungefähr einer halben Legua liessen wir den Weg nach Tiraqui, auf dem ich später zurückkehrte, zur Rechten. Im Thal angekommen, änderten Don Francisco und ich, die wir ziemlich voraus geritten waren, unsere Route, indem der Administrador von Colomi, Don Andre Guzman, den wir unten trafen, uns freundlichst einlud die Nacht bei ihm zu bleiben, und obgleich das Haus ca.  $\frac{3}{4}$  Leguas von unserm Weg entfernt lag, nahmen wir doch das Anerbieten gern an, denn es war jedenfalls für längere Zeit das letzte wohnliche Nachtquartier. Unsere Freunde, die zurückgeblieben waren, zogen es jedoch vor keinen Umweg zu machen, und übernachteten in Cuchi-Canchi. Am nächsten Morgen, nach einem guten Frühstück, brachen wir rechtzeitig auf, denn wir mussten wieder die  $\frac{3}{4}$  Leguas zurück machen, um auf unsern Weg zu kommen, der uns erst durch die Rancheria von Cuchi-Canchi und dann direct bergauf führte; endlich gegen 9 Uhr erreichten wir die Abra de Malaga, 12900 Fuss, die hier den Uebergang über die Cordilleras bildet. Merkwürdiger Weise bildet die Abra de Malaga die Wasserscheide von zwei Flüssen, die hier in ganz entgegengesetzter Richtung laufen, sich jedoch

\*) Rancheria, von rancho, Hütte, vereinzelte Häuser.

\*\*) Abra wird der Pass genannt, wenn auf dem Gipfel eine Vertiefung ist, durch die derselbe geht.

\*\*\*) Quebrada, Gebirgsschlucht.

†) Bajada, Niedergang.

später wieder vereinen, des Corani und des Malaga; beide haben ihre Quellen fast unmittelbar auf der Höhe. Ueberhaupt habe ich mehrfach in den Cordilleren die Beobachtung gemacht, dass fast unmittelbar auf dem Gipfel der Berge Quellen entspringen. Der Corani nimmt seinen Lauf in südwestlicher Richtung durch Cuchi-Canchi, wendet sich alsdann nordwestlich durch das Thal von Colami, geht hierauf in nördlicher Richtung durch die Cordillere, und vereinigt sich später mit dem Paracti. Der Malaga hingegen nimmt seinen Lauf nördlich und bleibt für diesen Tag unser steter Begleiter. Beim Ersteigen der Cordillere hatten wir ziemlich von Kälte zu leiden, und als wir die Abra erreichten, fühlten wir uns wirklich ungemüthlich, ein Umstand, dem wir durch einen tüchtigen Schluck Cognac abzuhelpen suchten. Leider hatten wir keine Fernsicht, da der Nordost die Wolken in wirrem Gewühl in die Quebrada hineinjagte, und als wir nun hinunterblickend, eine förmliche Treppe aus regellos hingeworfenen Steinen, und unsere Freunde, die vor uns Cuchi-Canchi verlassen hatten, fast senkrecht in einer Tiefe von 1500 Fuss unter uns sahen, da erschien uns dies als ein willkommenes Mittel, unsere durch die Kälte erstarrten Glieder wieder zu beleben; gleichzeitig machten wir beide den Vorschlag, die Cuesta\*) zu Fuss hinabzusteigen, weniger, wie gesagt, der Gefährlichkeit des Weges halber, als um die Füße zu erwärmen. Und doch was war diese unschuldige Cuesta gegen das, was uns noch bevorstand! Den Malaga also zu unserer Rechten lassend, begannen wir unsere Fusswanderung, wobei wir oft recht tüchtige Sprünge zu machen hatten, die allerdings unsere Füße gut erwärmten, unsere Beine aber auch ermüdeten, so dass wir denn bald zu dem vernünftigen Entschluss kamen, lieber auf unseren Reitthieren den Abstieg zu vollenden.

Wirklich auffallend war die Veränderung der Vegetation auf dieser Seite der Cordillere. Unmittelbar an der Abra war das Gras schon anders und mit Feldblumen untermischt und nach ca. 1500 Fuss begann schon der Baumwuchs; allerdings anfangs nur grösseres Gestrüpp, schnell jedoch zu Bäumen übergehend, Alles dicht mit Moos bedeckt. Der Weg war allerdings höchst schwierig, nach hiesigen Begriffen jedoch nicht gefährlich, denn mussten auch unsere Maulthiere oft genug Sprünge von zwei Fuss auf dieser allerdings sehr unregelmässigen Treppe bergab machen, so war für die Thiere doch wenigstens immer noch so viel Platz da, um die vier Füße einzusetzen; somit ging also die Sache noch ganz gut. Bald erreichten wir denn auch unsere Freunde, die Halt

---

\*) Cuesta, Abhang.

gemacht hatten, um ihre Cargos\*), die sich gelöst, wieder befestigen zu lassen, welchem Beispiel unser Arriero\*\*) denn auch folgte; hier erwies sich schon meine gehabte Vorsicht von Nutzen. Don Francisco und ich hatten nämlich ausser unseren berittenen Burschen noch einen Arriero zu Fuss mitgenommen, und in Folge davon hatten wir denn später auch verhältnissmässig wenig Unbequemlichkeiten mit unserem Cargo. Zur gegenseitigen Begrüssung wurden natürlich die Flaschen hervorgesucht, und Freund Velarde, hoffend es besonders gut zu machen, brachte eine Flasche Jinebra dulce von Ferdinand Nagel in Hamburg zum Vorschein, deren Inhalt allerdings nicht den auf dem Etikett verheissenen Lobpreisungen des Getränkes entsprach.

Wir bestiegen also wieder unsere Thiere und setzten die Reise fort. Da wir stark bergab gingen, so traten wir sehr schnell in einen üppigeren Vegetationsgürtel. Der Baumwuchs wurde bedeutend stärker und der Wald dichter; dabei entwickelte sich die Flora so herrlich, wie ich wirklich nicht erwartet hatte; auf 10000 Fuss Höhe erblickte ich zu meinem grössten Erstaunen alte liebe Freunde von Westindien her, die prachtvollsten Orchideen, und ich muss gestehen, dass dieses mich wirklich erstaunte, denn wenn das Klima auch nicht mehr das der Puna\*\*\*) war, so war es doch auch noch nicht tropisch; hatte ich doch dieselben Arten der Orchideen bisher nur unter den wirklichen Tropen gesehen. Leider bin ich nicht Botaniker genug, um Näheres über die Vegetation berichten zu können; jedenfalls müsste für einen Fachmann diese Reise sehr interessant sein.

Der Weg folgte immer dem Lauf des Malaga, entweder über natürliche Treppen der unregelmässigsten Art, oder, was noch schlimmer, über sehr steile und kurze Krümmungen mit losem Steingeröll; dennoch ging es ohne Unfall ab, da wir Alle wirklich gut beritten waren. Was sind doch die viel gerühmten europäischen Reiterkunststücke, eine Treppe hinauf und herab zu reiten, gegenüber einem Ritt über die natürlichen Steintreppen der Cordilleren! Und doch war dieser Weg noch ein Kinderspiel gegen das was wir noch durchmachen sollten. Der Weg wurde endlich etwas ebener und wir überschritten den Malaga auf dessen rechtes Ufer; hier hat der Fluss bereits so reichlich Wasser, dass ich beide Beine vorn über den Sattel werfen musste, um dieselben wenigstens vorläufig trocken zu erhalten. Von jetzt an hatten wir allerdings mehr ebenen Weg, der Boden war weniger steinig, aber sumpfig

---

\*) Cargo, Last, aber hier das Reisegepäck.

\*\*) Arriero, Maulthiertreiber.

\*\*\*) Puna, die Hochebenen von Peru und Bolivien.

und glatt; dabei wucherte überall eine Art Taquara\*), die sich in unsere Kleider einhakten. Immerhin ging die Reise noch gut, da dieser Theil des Weges bereits von ca. 200 Mula's\*\*) betreten war, die 14 Tage vor uns Cochabamba verlassen hatten; die Arriero's waren natürlich gezwungen gewesen besondere Hindernisse fortzuräumen oder zu umgehen. Nachdem wir so ungefähr  $1\frac{1}{4}$  Legua, stets der Falda\*\*\*) folgend, weiter gekommen waren, mussten wir abermals auf das linke Ufer des Malaga übergehen, was hier aber schon mit grosser Schwierigkeit verbunden war, und nur den grössten Anstrengungen unseres Arriero gelang es unsern Cargo trocken zu erhalten. Wirklich auffallend ist der Wasserreichthum der Flüsse auf dieser Seite, im Vergleich zum Rio Grande, der auf der andern Seite entspringt. Hier standen wir am Malaga nur ca.  $2\frac{1}{2}$  Legua von seiner Quelle entfernt, der auf seinem kurzen Lauf noch keinen andern Fluss, höchstens einige Quellen in sich aufgenommen hatte und doch schon mehr Wasser mit sich führt, als z. B. der Rio Grande oberhalb Parotani's, der dort nach einem Lauf von über 10 Leguas Länge auf diesem bereits alle Flüsse der Quebrada von Tapacari in sich aufgenommen hat; hat doch der Rio Grande, ungeachtet seiner unendlichen Länge, bei seiner Mündung in den Mamore, nicht die Hälfte Wassergehalt wie der Chimore. Der fast immer herrschende Nordost treibt die Ausdünstungen der ungeheuren Ebenen auf die Cordilleren, die denselben jedoch einen unübersteiglichen Damm entgegensetzt; hier also erfolgt die Ablagerung und geht in Gestalt unzähliger Flüsse zurück ein wirkliches perpetuum mobile.

Da wir noch ein gut Stück Wegs vor uns hatten, beschlossen Don Francisco, Don Juan und ich, die wir unstreitig am besten beritten waren, voraus zu reiten, damit unsere Burschen das Mahl bereiten könnten und dann unsere Freunde zu erwarten. Demgemäss trieben wir unsere Thiere an, überschritten den Alize Mayor, der sich gleich unterhalb mit dem Malaga vereint, und entfernten uns etwas mehr von letzterem, indem wir eine grössere Ebene, mit dem Namen Inca Carral, durchritten, welche noch zu Colomi gehört, ziemlich angebaut ist und hauptsächlich Mais produzirt. Die ganze Fläche war mit Yerba buena (Pfeffermünze) bedeckt, welches ein prachtvolles Aroma ausströmte, und so hoch war, dass ich vom Sattel aus die Spitzen der Pflanzen abpflücken konnte, aus welche ich mir am Abend einen trefflichen Thee bereitete. Hier überholten wir ca. 150 Mulas, die Cochabamba 14 Tage vor

---

\*) Taquara, Bambusrohr.

\*\*) Mula, Maulthier.

\*\*\*) Falda, Seitenwand des Berges.

uns verlassen hatten, und deren Eigenthümer die Ankunft anderer Arrierros erwarteten, um mit denselben zusammen sich weiter durchzuarbeiten. Jetzt hatten wir wieder eine ziemlich starke Steigung zu überwinden, welche uns bis zu einer Höhe von etwa 8000 Fuss führte; die Bajada war jedoch sehr schlecht, und mussten unsere Maulthiere wirklich ihr Talent zeigen, uns ohne Schaden durchzubringen, was denn auch gelang. Wir überschritten jetzt den Chusi Mayo, der sich ebenfalls in den Malaga ergiesst. Dieser nimmt nach der Aufnahme des Chusi Mayo den Namen Paracti an, und verändert später noch verschiedene Male seinen Namen. Diese häufige Namenänderung ein und desselben Flusslaufes kann einen Reisenden wirklich zur Verzweiflung bringen, und dies ist auch der Grund für die vielen Irrthümer in den Bezeichnungen der Flüsse auf der Karte von Bolivia. Wir zogen also längs der Bergwand weiter, und näherten uns unvermerkt wieder dem jetzigen Paracti, den wir wieder überschreiten mussten. Durch den Zufluss der beiden Flüsse ist derselbe aber hier bereits so angewachsen, dass er nicht mehr passirbar ist; derselbe ist daher überbrückt in einer Spannung von ca. 10 Yards. Da alle Brücken, die wir noch zu passiren hatten, nach der gleichen Methode gebaut waren, will ich eine etwas nähere Beschreibung derselben geben. Um eine Brücke über einen Fluss zu werfen, wählt man immer eine Stelle aus, wo auf beiden Seiten Felsen nahe an das Ufer treten, um dieselben als Unterlage zu benutzen. Zwei Baumstämme werden hierüber geworfen, in der Regel, wo diese zu haben sind, Palmen, da sie leicht und dauerhaft sind. Ueber die Baumstämme werden quer entweder kleine Querhölzer oder schmale Palmensbretter einfach nebeneinander gelegt, darauf kommen etwas Erde und Blätter, und eine solche Brücke, die weder Nagel noch Pflöck kennt, von 4 bis  $4\frac{1}{2}$  Fuss Breite und ausserordentlich elastisch ist, ist fertig; an Geländer denkt kein Mensch, sind doch die Thiere gewöhnt, sich darüber hinwegzuschaukeln. Jeder, der über solche Brücke reitet, ist natürlich immer in der moralischen Ueberzeugung, dass sie, wenn auch nicht unter ihm, doch allenfalls unter seinem Hintermann zusammenbrechen werde. Der Anblick der Brücken von unten gesehen war übrigens wirklich hübsch: die Schlucht tief, an beiden Seiten steil, die Brücke in einer Höhe von ca. 30 Fuss über den Fluss gespannt, der selbst in verschiedenen kleinen Wasserfällen zwischen grossen Felsblöcken herunterstürzt.

Die Subida\*) wurde jetzt wieder sehr schlecht: Stufen von ca. 1 Fuss Höhe, dazwischen tiefe Löcher mit Schlamm, so dass unser Lastmaulthier stürzte und kein anderes Mittel übrigblieb, als die Last

\*) Subida, Aufgang.

abzuladen, das Thier zu heben, das Gepäck selbst durch die Burschen hinauftragen zu lassen und wieder aufzuladen. Der Weg hielt sich sehr nahe am Fluss und war der Berg, an dem wir uns hinarbeiteten, ausserordentlich steil, der Weg dabei sehr schmal und durch die Thiere ausgetreten, dabei glatt und tief, so dass die Maulthiere oftmals zwischen den Terrones\*) bis über die Kniee einsanken. Dennoch ging es einigermassen, bis wir denn an eine Stelle kamen, die ich jedem Selbstmörder aufs beste empfehlen kann, wir kamen nämlich an den berüchtigten sogenannten Peñon\*\*); dieses ist eine beinahe gerade Felswand, und da dieselbe nicht zu umgehen ist, war eine Art schmale Rinne an derselben ausgesprengt. Glücklicherweise sehen diese Sachen hier nicht halb so schlimm aus, wie sie wirklich sind. Bei der enormen Feuchtigkeit ist doch Pflanzenwuchs auf den Felsen, sei es Moos oder Farrenkraut, das den Boden vollständig bedeckt; jede kleinste Spalte bringt entweder Busch oder schon Baum hervor, so dass, wenn man unter sich blickt, man die kahle Felswand nicht gewahrt, sonst ginge wohl kein Mensch darüber hinweg. An dieser Stelle gehen jährlich den Arrieros viele Thiere verloren, und einige Tage später stürzten zwei Mulas hinab. Wir sollten es jedoch noch besser treffen wie gewöhnlich; der Fluss hatte in der Regenzeit unten ein Stück fortgerissen, wodurch ein Erdbeben (derumbe) entstanden war, in Folge dessen ein Stück des Weges in einer Länge von 20 Fuss gänzlich verschwunden und durch einen Baumstamm ersetzt war, während die Spalten oberflächlich mit Buschwerk und Erde ausgefüllt waren. Der Anblick dieses Weges war wirklich wenig Vertrauen erregend und wohl geeignet, den Reisenden den Muth zu nehmen diese Brücke zu passiren. Dennoch mussten wir über sie hinweg, da ein Umwenden nicht möglich war; an ein Absteigen zur rechten Seite war auch nicht zu denken, da der schmale Raum zwischen der Bergwand und dem Maulthier, Reiter und Thier der Gefahr des Herabstürzens ausgesetzt hätte, während sich unter uns der gähnende Abgrund öffnete. Dennoch passirten wir diese gefahrvolle Stelle, aber auch der weitere Weg bot noch mancherlei Schwierigkeiten. Zwar stieg die Felswand nicht mehr so steil wie vorher auf, aber die aus dem Felsen ausgehauenen Stufen von vier Fuss Breite, neun bis vierzehn Zoll Höhe und zwei bis vier Fuss Tiefe machten nach etwa zwanzig Stufen meist eine plötzliche Wendung um einen Felsvorsprung in einem spitzen

---

\*) Terron, Erdstück. Bei nicht steinigem Boden bilden sich durch den Tritt der Maulthiere quer über den Weg tiefe Rillen, dazwischen die terrones, und da jedes Thier immer in die Rille tritt, um festen Fuss zu fassen, so werden diese Stellen oft schauderhaft.

\*\*\*) Peñon, Felswand.

Winkel von etwa 30 Grad, und es war an dieser Stelle nur gerade soviel Platz, dass das Thier eine Wendung machen konnte. Dazu verdeckte der Felsvorsprung die nächste Aussicht und nachlässig gehende Thiere, welche mit der Eigenthümlichkeit des Weges nicht schon vertraut sind, gerathen in Gefahr, bei den Wendungen in den Abgrund zu stürzen. Unsere Thiere kannten aber den Weg und so kamen wir denn auch ohne Unfall hinüber. Jetzt hat die Municipalität für 5000 \$ contrahirt, um diese Stelle in einer Länge von höchstens 1200 Varas überhaupt nur passirbar zu machen.

Endlich erreichten wir eine abgeholzte Ebene, den Locotal, wo wir bei einem Hause Halt machten und gutes Futter für unsere Thiere fanden. Wir waren jetzt auf einer Höhe von 5800 Fuss, also auf einer Strecke von 6 Leguas über 7000 Fuss herabgestiegen. Der Locotal ist eine kleine geneigte Ebene am Auslauf eines Bergrückens zwischen den beiden Flüssen Paracti und Ranco, die hier zusammentreffen. Es wohnen hier etwa zwölf Familien, die in den miserabelsten Hütten leben, etwas Ackerbau, aber sehr in Kleinem, betreiben, und sonst eigentlich nichts anders thun als Chicha trinken. Die Bodenproducte sind hier bereits tropisch, als Yuca (Mandioka), Ananas, Caffee, Zuckerrohr etc., hauptsächlich jedoch Locote (grosser spanischer Pfeffer), woher auch der Name. Als Futter für die Thiere, d. h. für die durchpassirenden, denn sonst giebt es hier keine, dient eine Art Schilfgras, Saracacho genannt.

In dem höchst baufälligen Hause, auf welchem der grösste Theil des Daches fehlte, mussten wir uns, so gut es anging, für die Nacht einrichten. Unsere zurückgebliebenen Freunde trafen aber erst am folgenden Tage gegen Abend bei uns ein. Dieselben hatten gleich nach dem Uebergange über den Chusi Mayo ihre sonst ausgezeichneten aber vollständig ermüdeten Reitthiere zurücklassen müssen und waren gezwungen worden von einem Arriero andere, des Weges kundige Thiere zu miethen. Am 15. Morgens 8 Uhr nahmen wir dann Abschied von unseren Freunden, die denn doch vorzogen langsam und sicher zu gehen, und kamen nach einer kurzen und nicht schlimmen Bajada an den Ranco, den wir auf einer Brücke, welche wie die oben beschriebene construirt war, überschritten. Der Aufstieg auf dem rechten Flussufer wurde dagegen desto schlechter und so schmal, dass kaum ein Thier gehen konnte: eine gerade Felswand auf der einen Seite, Abgründe auf der andern, und dabei gewaltig steil und glatt. So sicher mein Maulthier auch ging, hier machte es doch einen Fehltritt und stürzte vorn über. Glücklicherweise aber erhob sich das Thier wieder, so dass ich mit dem blossen Schrecken aus dieser

gefährlichen Situation davonkam. Wir stiegen nun ziemlich hoch uns stets östlich haltend, denn es handelte sich jetzt darum aus der Quebrada des Paracti in die des Espiritu Santo überzugehen. Nachdem also die Höhe von Moctaguasi überstiegen, ging es wieder bergab, bis zum Miquelito, der ebenfalls überbrückt war; auf seinem rechten Ufer zog sich der Weg wieder hart an der Felswand bergauf und bergab bis nach dem  $\frac{3}{4}$  Leguas entfernten San Roque, den wir ebenfalls auf einer Brücke überschritten, wobei freilich beim Aufstieg unser Lastthier stürzte und erst mit grosser Mühe wieder auf die Beine gebracht werden konnte. Glücklicherweise überwand wir aber auch diese schlechte Stelle und erreichten die Höhe Kcoriloma, 6400 Fuss hoch. Hier machten wir Halt um unsere Thiere etwas verschnaufen zu lassen; dann ging es wieder bergab der Felswand folgend, bis wir endlich noch den San Jacinto passirten, den letzten Fluss auf unserer Route, der sein Wasser in den Paracti ergiesst, und da wir denselben hoch oben überschritten, hatte er hier wenig Wasser, und war somit kein besonderes Hinderniss; nur beim Aufstieg stürzte das Reitthier Don Francisco's bis über die Kniee in ein Loch. Glücklicherweise hatte der Reiter sich sofort aus dem Sattel geworfen und da die Mula beim Herabgleiten durch einen Baumstamm aufgehalten wurde, so entgingen beide der Gefahr, in den Abgrund geschleudert zu werden. Nach anstrengender Arbeit fanden wir uns endlich auf dem Alto de Sillon, und gingen somit in die Quebrada des Espiritu Santo über. Uns jetzt wieder mehr nördlich haltend kamen wir, nachdem wir ein gutes Stück bergab geritten waren, auf ziemlich schwierigem Pfade an den Jatun Mayo, auf dessen linkes Ufer wir ohne irgend welche Schwierigkeit übergingen; ebenso wurde  $\frac{1}{2}$  Legua weiter der Carmen Mayo überschritten. Jetzt wurde der Weg jedoch so schlecht, dass es alle menschlichen Begriffe überstieg. Vom Carmen Mayo ging der Weg unten in der Quebrada weiter, der jedoch, wie uns versichert war, vollständig bodenlos sein sollte; hingegen war uns der Weg oben an der Falda als trocken empfohlen, aber erst jetzt habe ich gelernt, wie ausserordentlich dehnbar das Wort trocken sei. Wir arbeiteten uns also wieder in die Höhe, wünschten aber von ganzem Herzen unten geblieben zu sein; der Weg war vollständig verwachsen, schmal, an schauerhaften Abgründen vorbeigehend, dabei Terrones so hoch, dass die Thiere kaum darüber weg konnten, und dazwischen Löcher so tief, dass die Maulthiere bis über's Knie, oft bis zur Brust einsanken; zuweilen wusste man wirklich nicht, was man machen und wohin man die Augen wenden sollte, und es bedurfte der grössten Vorsicht und Anstrengung um die Thiere überhaupt nur auf den Beinen zu erhalten. Dabei drohte ein Sturz uns in den Abgrund zu werfen; oben zerstiess man sich

den Kopf an Baumästen, oder man hing in Schlingpflanzen, und dabei treppauf und treppab. Unser Lastthier war drei oder viermal gestürzt, unsere Sattelthiere hatten ihre Nase jeden Augenblick auf der Erde und nach unsäglicher Arbeit näherten wir uns endlich dem Lima Mayo, wo wieder ein neues Hinderniss uns entgegentrat, indem vor zwei Jahren dieser Fluss einen grossen Erdrutsch verursacht hatte und während der letzten Regenzeit ein Nachschuss erfolgt war. Wir standen jetzt an einem Abhange, der Weg war rein weggeschnitten und eine Umgehung gar nicht möglich; wir mussten uns also, es mochte gehen, wie es wollte, durch ein schauerhaftes Geröll von kleinen Steinen, Thon und Thonschiefer, das überdies durch den Regen erweicht war, durcharbeiten und da von Weg sich keine Spur zeigte, so zogen wir es vor, abzustiegen und Schritt für Schritt den Boden zu sondiren und gelangten so, die Maulthiere am Lazo hinter uns herziehend, im Zickzack bis zum Fluss hinunter; dieser räumlich kurze Abstieg hatte länger als eine Stunde gedauert. Wiederum schritten wir auf das linke Ufer des Lima Mayo hinüber und wiederum ging es bergauf; der Weg wurde jedoch fester und nach ca.  $1\frac{1}{2}$  Legua erreichten wir die Ansiedelungen des Espiritu Santo. Nachdem wir ein ziemlich gutes Unterkommen für uns und gutes Futter für unsere Thiere gefunden hatten, machten wir für diesen Tag in einer Höhe von 3800 Fuss Halt.

Espiritu Santo ist so zu sagen ein vorgeschobener Posten der Civilisation; hier beginnt ein für den Anbau der Coca günstiges Klima, und so ist denn diese Quebrada auf nahe an zwei Leguas an beiden Seiten vollständig damit bedeckt; die Coca ist ein so vortheilhaftes Produkt, dass aller anderer Anbau vernachlässigt wird, nicht einmal reife Bananen waren aufzutreiben. Es liegt somit zwischen der Korn- und Coca-Region ein unbebauter Gürtel von 15 Leguas, denn die Paar miserablen Hütten in Inca Corral und dem Locotal sind nicht zu rechnen; dies liefert wieder den Beweis, wie wenig Thatkraft in dieser Nation liegt. Dieser Gürtel mit europäischer Bevölkerung besetzt, würde das reichste Land in Bolivien sein. Fast alle Producte gedeihen in demselben: Weizen, Mais, Yuca, Comotes (süsse Kartoffel), Bananen, Ananas, Caffee, Zucker, spanischer Pfeffer, alles Artikel, die sehr hohe Preise im Innern erzielen; man bezahlt hier 50 Ct. für ein Pfund Caffee und doch kann derselbe auf 18 Leguas Entfernung von hier ausgezeichnet gezogen werden; Zucker bringt man von Santa Cruz ca. 110 Leguas, Rum und Pisco (Traubenbranntwein) von Moquegua, und Alles könnte man vor der Thür haben.

Am 16. Morgens ging es wieder weiter, den Espiritu Santo rechts behaltend und ziemlich stark bergab; auf einer Strecke von

zwei Leguas gingen wir fortwährend zwischen Cocapflanzungen bis zur Rancheria Pocula. Dann folgten wir dem Strombett und übersritten endlich dasselbe, was allerdings mit ziemlicher Schwierigkeit verbunden war. Etwas weiter unterhalb fließt der Espiritu Santo in den Paracti, der mittlerweile auch den Corani aufgenommen hat, und der von da an den Namen Juntas führt. Von jetzt an seinem rechten Ufer folgend, kamen wir bald darauf an den Minas Mayo, einen ziemlich bedeutenden Fluss, und nur mit grosser Schwierigkeit konnten wir auf dessen rechtes Ufer übergehen; wirklich fehlte wenig, so hätte der Fluss unser Gepäck weggerissen. Der Weg, jetzt über eine kleine Ebene gehend, wurde ziemlich gut, war aber so verwachsen, dass wir oft nicht sehen konnten, wohin unsere Thiere traten; dazu ein inzwischen ziemlich heftig eintretender Regen. Hier sah ich die ersten Cacaopflanzen, doch in einem verwahrlosten Zustand, ca. 40 Fuss hoch und mit sehr wenig Früchten. Da die Berge wieder näher heranrückten, so näherten wir uns wieder mehr dem Fluss und somit begann auch wiederum das Klettern. Wir befanden uns am Fuss der Cuesto Sal si puedes (komm durch, wenn du kannst), ein mithin an und für sich schon recht vielversprechender Name; wir hatten aber schon in diesen Tagen so manche Fährlichkeiten überwunden, deshalb ging es mit frischem Muth vorwärts. Den Weg freilich zu beschreiben ist unmöglich; nichts als Stufen von 1 bis 2 Fuss Höhe, dabei theilweise so eingeklemmt, dass man fürchten musste, die Beine zu verwunden; dazwischen grundlose Löcher, Peña's und Barancas\*). Endlich waren wir beinahe oben, als wir auf ein neues und ganz unerwartetes Hinderniss stiessen. Wir befanden uns in einer Art Hohlweg gerade so breit, dass unsere Beine an beiden Seiten anstiessen, sehr steil und glatt, und als wir gerade eine scharfe Biegung machen wollten und im Begriff waren das Plateau zu erreichen, fanden wir den Weg verbarricadirt. Es war aber dies ein Verhau, allerdings sehr bequem für den, der ihn anlegt, desto unbequemer aber für den, der ihn forträumen muss. Ein Arriero, der uns voraufgezogen war, hatte sich diesen Verhau bei seiner letzten Rast angelegt. Gegen Nachmittag nämlich suchen die Arrieros immer eine etwas lichte Stelle im Wald zu erreichen, da eben nur dort Futter für die Thiere zu finden ist, indem im dichten Wald kein Gras wächst. Dort also lassen sie ihre Thiere los, da wegen der Dichtigkeit des Waldes weder Pferd noch Maulthier durchdringen können; nur der Weg ist offen und dieser muss geschlossen werden, um die Thiere am Entlaufen zu hindern. Zu dem Zwecke fällt der

---

\*) Baranca, senkrechter Abgrund.

Arriero eine Anzahl junger Bäume, die quer über den Weg geworfen werden, um ihn unpassirbar zu machen. Beim Aufbruch muss natürlich die eine Seite der Barrikade geöffnet werden, während die andere Seite ohne Rücksicht auf die etwa nachfolgenden Reisenden geschlossen bleibt. Ein solches Hindernis traf uns nun gerade auf einer Stelle, wo wir nicht einmal aus dem Sattel kommen konnten. Endlich gelang es dem Burschen, der vor uns war, von seinem Sattel aus die Seitenwand zu erklimmen und das Hindernis wegzuräumen. Oben hielten wir an, da das Gepäck hinaufgeschafft werden musste, weil ein beladenes Thier hier nicht durch konnte. Nachdem Alles wieder in Ordnung gebracht war, ging es weiter immer an steilen Abhängen, jedoch auf ziemlich ebenem und festem Boden, so dass wir ohne viele Arbeit Cristal Mayo erreichten, die am weitesten vorgeschobene Ansiedlung, in 1950 Fuss Höhe. Hier überholten wir auch den einzigen Arriero, der es gewagt hatte, voraus zu gehen, und betraten also von hier an einen, wenigstens in diesem Jahre noch nicht betretenen Weg. Hier wurde Halt gemacht und ein Bad in dem Flusse erfrischte uns nach den Anstrengungen des Tages.

In der Nacht regnete es stark und da der nächste Morgen ebenfalls mit Regen anbrach, zogen wir vor, zu bleiben und uns einen Ruhetag zu gönnen. Natürlich wurde auch an diesem Tage das Bad nicht versäumt, und benutzte ich die Zeit, im Fluss selbst etwas stromaufwärts vorzudringen; in einem frischen Erdrutsch fand ich eine, wie es schien, sehr reiche Ader Amianth, ein Mineral, welches freilich augenblicklich noch wenig praktischen Werth hat. Am Abend wurden wir durch die Ankunft unserer Freunde überrascht, die, obgleich langsam reisend, uns dennoch wieder eingeholt hatten. Am 17. Morgens ging es weiter, der Civilisation Lebewohl sagend, und jetzt hatten wir das angenehme Vergnügen, unsern Nachfolgern den Weg öffnen zu müssen. Der Juntas nimmt jetzt seinen Lauf ganz östlich und wir folgten demselben auf dem rechten Ufer, und nachdem wir den Chuchi Mayo überschritten hatten, stiessen wir wieder auf den Fluss, den wir nun auf der Playa grande ein Stück folgten. Wir mussten denselben jedoch wieder verlassen und wanden uns längs der Falda, bis wir den Mariano Pascana überschritten, wobei denn unser Gepäck wieder einmal buchstäblich in die Klëmme kam, da der Weg so eng war, dass das Thier stecken blieb, und nur mit Hülfe des Arriero und der beiden Burschen gelang es das Thier durchzuzwängen. Zudem war der Weg dicht verwachsen und mussten wir unsere Machetes, um den Pfad zu bahnen, fleissig gebrauchen. Wir überschritten nun den Peralta Pascana und Cuevifo ohne irgend welches Hinderniss, und befanden uns um 2 Uhr auf Jatun Pampa, einer ziemlich grossen Playa des

Juntas. Hier schienen wir jedoch an's Ende der Welt gekommen zu sein, wenigstens konnten wir keine Spur eines Weges entdecken. Endlich glaubten wir einen alten Waldpfad (Senda) gefunden zu haben, da alte Macheteschnitte an Aesten und Zweigen darauf hinzudeuten schienen, aber nur mit der grössten Arbeit gelang es uns, uns überhaupt durchzuarbeiten, und mussten wir gleichzeitig eine sehr steile Subida (Anstieg) erklettern, über welche unsere Burschen nur mit der grössten Mühe unser Gepäck fortschaffen konnten. Endlich oben angelangt, fanden wir denn, dass wir richtig den alten Weg eingeschlagen hatten, aber beim Abstieg über eine ziemlich gefährliche Felstreppe versperrte plötzlich ein colossaler Baumstamm unsern Weg, der in keiner Weise zu umgehen oder zu überklettern war, so dass uns kein Ausweg blieb, als einfach wieder zurück zu kehren, und nach mehr als einer Stunde Arbeit fanden wir uns wieder auf der Playa (1200' hoch), wo wir zu bleiben beschlossen, zumal da für die Thiere gutes Futter vorhanden war. Hier wurden uns zum ersten Male die Mariquis, eine kleine hellbraune Fliege, sehr unangenehm, die aber bei Sonnenuntergang verschwand.

In der Nacht trat ein heftiger Regen ein, der noch am Morgen anhielt, so dass an ein Weitergehen nicht zu denken war, zumal wir noch erst ausfindig machen mussten, auf welchem Wege wir überhaupt weiter kommen konnten. Nachdem der Regen aufgehört hatte, machten wir uns denn an die Arbeit einen Ausweg zu finden, jedoch ohne Erfolg, wir hätten denn einen ganz neuen Weg durch das Gebüsch uns durchhauen müssen, wozu wir freilich wenig Lust verspürten. Da wir längs der Falda nicht durchkonnten, der am Tage vorher aufgefundene Weg aber zeigte, dass er sich sofort dem Fluss wieder nähern müsse, so versuchten wir jetzt, ob es nicht möglich sei am Fluss selbst entlang zu gehen. Die Playa war ziemlich lang und endete in einem wilden Steingeröll; hieran schloss sich eine steile aber kurze Peña, hinter der wieder eine kleine Playa folgte; es handelte sich also zunächst darum diese zu gewinnen. An der Peña selbst konnte kein Thier entlang kommen, doch hatte sie etwa  $1\frac{1}{2}$  Fuss unter Wasser noch einen schmalen Vorsprung, der, falls derselbe oberhalb des Wassers gewesen wäre, für eine Mula passirbar gewesen wäre; die ganze Gefahr lag darin, dass das Thier nicht sehen konnte, wohin es trat, und natürlich furchtsam und unsicher leicht einen Fehltritt machen und in den Fluss stürzen konnte. Wir schnitten uns deshalb lange Stöcke und uns auf diese stützend, arbeiteten wir uns an der Peña entlang bis zur andern Playa, wo wir denn zu unserer grosser Freude unsere Voraussetzung bestätigt fanden, und mit wenig Arbeit konnten wir uns nach dem Wege

durchschlagen. Hierauf machten wir uns daran, den Weg für die Thiere gangbar zu machen, indem wir gegen zwei grosse ausserhalb des Vorsprungs aus dem Wasser hervorragende Steine einen leichten Baumstamm legten, um auf diese Weise die Mula an die Peña zu drängen, und, falls sie fehltreten sollte, sie doch halten zu können. Während dessen war es wieder 2 Uhr geworden, also zu spät zum Aufbruch an diesem Tage, und erst am nächsten Morgen konnten wir früh aufbrechen; steigen mussten wir allerdings immer noch, da zwischen jedem Flussbett, das wir zu überschreiten hatten, ein Bergrücken zu übersteigen war; der feste Grund erleichterte uns aber die Arbeit. — So überschritten wir den Guay Ruruni, Correo Huanusco und Lagunita und gelangten nach Uebersteigung der Cuesta de Abispro in das Thal der Putintini wieder hinab. Die letzte Cuesta war die Churpi Pascana und hier betraten wir das Land der Yurakarus, wo unser eine besondere Ueberraschung harrte. Die Wilden hatten nämlich den Weg gereinigt; aus der unwegsamen Civilisation kamen wir also in die wegsame Wildniss! Damit hatten denn unsere Leiden auch ein Ende; wir waren jetzt auf der grossen Tiefebene des Continents und wenn wir auch noch manche kleine Flüsse zu passiren hatten, so waren dieselben doch wegen ihrer geringen Wassermengen leicht passirbar. Der erste derselben, der Padre Samacho, erregte meine Aufmerksamkeit durch die Anzeichen von Gold, und bin ich überzeugt, dass eine ordentliche Untersuchung der Cabezeres ein sehr günstiges Resultat liefern würde. Von allen Flüssen, die ich bis jetzt gesehen hatte, war dieser derjenige, der mir am meisten der Untersuchung werth schien, eine Ansicht, welcher auch Mr. Benedict, ein practischer Miner, am nächsten Tag vollkommen beipflichtete. Der Weg war allerdings weich; da jedoch noch Niemand denselben vor uns betreten, kamen unsere Thiere gut darüber weg und konnten auch schneller gehen. Die Tres Arroyos und Paractiti, sämmtlich noch Nebenflüsse des Juntas, überschritten wir dann auch ohne Mühe und gelangten endlich an den San Antonio, der hier ca.  $\frac{1}{4}$  Legua breit ist; glücklicher Weise hatte derselbe mehrere Canäle gebildet, und wir konnten es daher wagen, ihn zu durchreiten; der Boden des Flusses war eben, so dass die Thiere festen Fuss fassen konnten, nichtsdestoweniger mussten sie sich sehr anstrengen, sich gegen den Strom zu halten und verschiedene Male waren sie nahe daran, von der Strömung fortgerissen zu werden; nach einer halben Stunde war der Uebergang bewerkstelligt.

Nach einem guten Ritt von einer Stunde gelangten wir endlich nach Pachimoco, der ersten indischen Ansiedlung auf unserem Wege, und wurden hier auf das freundschaftlichste aufgenommen.

men. Auf die Schilderung des Lebens und der Sitten der Yurakari's werde ich später zurückkommen, und will nur bemerken, dass wir hier den grössten Ueberfluss an Lebensmitteln fanden und dass die Leute überhaupt Alles aufboten, uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Wir waren an diesem Tage nur noch 50 Fuss bergab gestiegen und befanden uns in einer Höhe von 150'. Am 19. brachen wir früh auf, hatten wir doch die Hoffnung unser Ziel zu erreichen; zudem begünstigte uns das Wetter und so ging die Reise ziemlich rasch weiter. Nach 2 Leguas kamen wir jedoch durch einen dichten Wald, und wenn auch der Weg gereinigt war, so war der Boden doch so weich, dass die Thiere nur mit grosser Anstrengung sich durcharbeiten konnten, ausserdem machte uns ein Fluss, den wir passiren mussten, viel zu schaffen; seine Ufer waren zwar nur 6—8 Fuss hoch, jedoch ganz senkrecht, und der Boden tiefer Schlamm; die Maulthiere mussten sich hinunter arbeiten, kleine Unebenheiten als Stützpunkt nehmend, und dann mit einem Sprunge in den Fluss setzen, wo sie bis zur Brust versanken. Beim Hinaufklettern am anderen Ufer überschlug sich das von Don Juan gerittene Maulthier, doch kam derselbe, da er sich glücklicherweise zur Seite warf, mit einem Schlammade davon; ebenso stürzten etwas später unsere Burschen mit ihren Lastthieren. Leichter passirten wir einen zweiten kleinen Fluss, doch war hier der Weg zu Ende, da die Indianer noch nicht weiter gekommen waren. Wir nahmen deshalb einen dieser Leute mit uns und arbeiteten uns in kürzester Linie bis an den Coni; den Fluss selbst, obgleich sehr breit und mit ziemlich viel Wasser, passirten wir ohne Unfall, und hatten nun die Aufgabe, denselben weiter abwärts zu verfolgen. Hierbei stürzte Don Velarde mit seinem Thiere, das mit den Hinterbeinen in losen Sand gerathen war, während Dou Juan und ich einfach den Indianern folgten und ohne Unfall davon kamen. Da jetzt jedoch diese Seite des Flusses zu tief wurde, mussten wir wieder auf die andere hinübersetzen und folgten dort einer kleinen Playa. Nach einem nochmaligen Ueberschreiten des Flusses geriethen wir wieder in eine sehr tiefe Stelle, in welcher wir uns ein tüchtiges kaltes Bad zuzogen, hatten aber auch dafür die Genugthuung, unser Ziel, Puerto, endlich erreicht zu haben. Wir hatten also in 10 Tagen 46 Leguas zurückgelegt, von denen wir mit gutem Gewissen sagen konnten, dass auf 16 Leguas jeder Schritt mit wirklicher Gefahr verbunden war. Alle Arrieros und Händler, die in den nächsten Tagen anlangten, und unter diesen Leute, die seit 20 Jahren jedes Jahr diesen Weg ein- oder mehrmal gemacht hatten, versicherten, nie dergartiges gesehen zu haben; dieses Mal hatten sie 7 Maulthiere

durch Hinabstürzen in die Abgründe eingebüsst. Wir hatten also somit wohl eine der gefährlichsten Landreisen gemacht.

Der Puerto, auf 950 Fuss Höhe, ist, wie der Name sagt, der Hafen, liegt, ich weiss nicht weshalb, am rechten Ufer des Coni, denn bei vollkommen gleicher Beschaffenheit des linken Ufers würde, wenn dort Puerto angelegt wäre, ein mehrmaliges Passiren des Flusses vollkommen überflüssig sein. Sogenannte Häuser giebt es vier, von denen zwei sogar zweistöckig sind; es findet sich aber in allen vier Häusern kein einziger Nagel noch Pflock; die Pfosten sind in die Erde gegrabene Palmenstämme; die Wände, wo solche vorhanden sind, bestehen aus mit Schlingpflanzen angebundenen Palmenbrettern; die Fussboden, natürlich nur die im oberen Stock, sind ebenfalls von Palmenbrettern. Palmenblätter bilden das Dach und als Treppe dient ein kleiner Baumstamm, in den Tritte eingehauen sind, welche zu erklettern es einer Affengeschicklichkeit bedarf.

Hier in Puerto treffen sich drei Mal jährlich im Mai, August und October die Händler aus Cochabamba mit denen aus der Provinz Mojos, um Waaren gegen Producte umzutauschen, hauptsächlich gegen Cacao, sowie gegen Salz und Tigerhäute; in diesem Monat kamen 300 carges, hauptsächlich Salz und Mehl von Cochabamba und ca. 2600 Arrobas Cacao von Mojos. Der Handel ist reiner Tauschhandel, baares Geld kommt gar nicht zum Vorschein; es heisst so und so viel Brode Salz (ca. 20 Pfund) gegen 1 Arroba Cacao, oder so und so viel Arroba Cacao gegen so und so viel Arroba Mehl, und so mit jedem Handelsartikel. Der Transport von Mojos geschieht in grossen Böten, Garriteas; dieselben bestehen aus einem grossen ausgehöhlten Baumstamm, der an beiden Enden geöffnet und mit Feuer auseinander gebogen wird, worauf dann die Rippen eingesetzt werden; darüber werden ein oder zwei breite Bretter genagelt, und die Fugen mit Moos und Erde verstopft. Natürlich sind diese Böte sehr schwer, aber auch sehr stark, was deshalb nothwendig ist, um sie über die Stromschnellen zu bringen; ein gewöhnlicher Bretterboden würde auf jeder Reise zerbrechen.

Am folgenden Tage kamen denn auch unsere Freunde an; sie waren somit beinahe eben so schnell gereist, nur hatten sie mehr im Freien campiren müssen. Leider hielt das Regenwetter an, wodurch ich verhindert wurde, Ausflüge in der Umgebung zu machen. Da mir jedoch daran gelegen war, den Fluss kennen zu lernen, so beschloss ich bis zum San Mateo (Juntas) hinabzufahren, und um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, schlossen sich mir Don Juan und Mr. Benedict an, und machten so eine Fischparthie daraus. Wir engagirten zu dem Zweck 4 Indianer

und ein kleines Canoe, und am 26. ging die Reise vor sich, ausgerüstet mit allem Nöthigen, um die Fische schmackhaft herichten zu können. Flussabwärts ging es ziemlich schnell, da wir mehrere Stromschnellen zu passiren hatten; auch durch die vielen zu Palisaden festgeschwemmten Baumstämme wanden wir uns leicht hindurch, aber mit dem Fischfang sah es traurig aus. Bei einer Playa unterhalb der Mündung des Eñe machten wir Halt, und hier richteten unsere Indianer unsere Carpa her; — eine solche Carpa ist eben nur ein schräges Dach aus Chuchiu, einem langen Rohr, aber doch so stark gearbeitet, dass sie jedem Regen trotzt. In der Nacht gingen die Indianer nochmals aus um zu fischen, kehrten jedoch unverrichteter Sache wieder heim. Am nächsten Morgen fanden wir auf der Playa frische Spuren von Tigern und Tapirs, ohne jedoch von den Thieren etwas zu sehen. Wir bestiegen wieder unser Canoe und gingen weiter flussabwärts, bis wir an einer grossen Playa an der Mündung des San Mateo Halt machten.

Der San Mateo, welcher mit den verschiedenen Namen Juntas, Paracti und Malaga bezeichnet wird, führt eine ziemliche Menge Wasser mit sich und bildet hier mit dem Coni zusammen den Chapare. Dieser hatte jetzt allerdings Wasser genug, um für Dampfschiffe fahrbar zu sein, jedoch machen die unendliche Menge von Baumstämmen und sein unregelmässiger Lauf ihn für die Schifffahrt untauglich.

Wir richteten uns häuslich ein und erwarteten die Fische, die da kommen sollten, aber nicht kamen.

Die Playa, auf der wir uns befanden, war von ziemlicher Ausdehnung, in der Mitte hoch und nach der Südseite abgedacht, so dass bei höherem Wasserstand sich eine Insel bildet, deren Mitte mit dichtem Chuchiu bewachsen ist. Um mir die lange Weile zu vertreiben, durchstreifte ich die Insel in der Hoffnung, vielleicht irgend etwas zu schiessen, fand auch genug Spuren von Tapir, Reh und Enten, doch das war auch Alles. Eine glücklichere Jagd hatte der Indianer, den wir bei uns behalten hatten, gemacht, da es ihm gelungen war, ca. 15 Fische zu schiessen, allerdings nur kleine, bis 1 Pfund schwere, die sich aber später als sehr schmackhaft erwiesen. Am Nachmittag kam auch das Canoe zurück, und brachte uns zwei Lipilipis, eine Art Bullshead, jeder ca. 25 Pfund schwer. Gegen Abend schickten wir die Indier wieder fort, um nochmals ihr Glück zu versuchen, und da die Nacht hell war, also ein guter Fang zu erwarten stand, so versuchte auch ich mein Jagdglück, zumal da ich aus den am Morgen gesehenen Spuren schliessen konnte, dass Nachts die Thiere aus dem Walde heraustreten würden. Zu meiner Erleichterung schlug ich von unserer Carpa aus einen Pfad durch das Rohrdickicht und

erreichte freilich nach  $\frac{3}{4}$ stündiger Arbeit das Freie, fand mich aber leider anstatt an der hinteren Seite, wieder an der vorderen Seite des Röhrichts, ungefähr 20 Schritt von dem Punkt, von dem ich ausgegangen war. Das ganze Röhrdickicht war kaum 120 Acres breit und doch hatte ich auf dieser kurzen Distanz so vollständig die Richtung verloren, was ich allerdings, wenn ich den Compas zur Hand genommen hätte, leicht vermeiden konnte. Verdriesslich gab ich die Jagd auf. Gegen Morgen kamen denn auch unsere Indianer zurück, und diesmal nicht mit leeren Händen; sie brachten uns einen Maturo von ca. 150 Pfund, und drei Llamais von zusammen ungefähr gleichem Gewicht, so dass wir also ca. 300 Pfund Fische hatten. Maturo sowohl wie Llamai sind Bartfische, ähnlich wie der Catfish von Nordamerika, doch habe ich diesen nie von solcher Grösse gesehen. Die Fahrt flussaufwärts war bedeutend schwieriger als die gestrige. Die Strömung allerdings war nicht reissend, nach meiner Ansicht nicht über 2 bis 3 Knoten, doch machten die Cachuelas uns ziemlich viel Arbeit, und ist es wirklich unbegreiflich, wie die Leute die Garriteas darüber hinweg bringen. Ungefähr halbwegs trafen wir eine Garritea am Strande, deren Mannschaft damit beschäftigt war, die Ladung, Salz und Mehl, zu landen; dieselbe war beim Passiren einer Cachuela auf einen spitzen Stein gestossen und hatte ein grosses Loch im Boden davon getragen. Nach Puerto zurückgekehrt, beschloss ich, da Don Juan sich angeboten hatte, die Tour über Bandiota mit uns zu machen, Don Francisco aber noch Geschäfte in Puerto zu besorgen hatte, begleitet von Mr. Benedict, der die Ländereien am Chimore kennen lernen wollte, aufzubrechen. Am 1. Juni brachen wir auf, nachdem wir für unser nothwendigstes Gepäck sechs Indianer gemiethet hatten. Von Puerto nach dem Chimore war allerdings der Weg offen, doch für Maulthiere nicht passirbar, und so begann denn hier unsere Fussreise. Der Weg war durch den vielen Regen sehr erweicht und ziemlich tief, und hierzu kam noch eine neue Abwechslung für uns; hatten wir auf unserer Reise nach dem Puerto wirkliche Kunstreiterstücke aufgeführt, so sollten wir uns jetzt auch einmal als Seiltänzer versuchen. Die Ebene war durch eine Unmasse kleiner Flüsse und Bäche durchritten, Zuflüsse des Eñe, deren Ufer sämmtlich steil, wenn auch nicht über 6 bis 10 Fuss hoch sind; sie enthalten zwar wenig Wasser, ihr Boden ist jedoch durchweg sumpfig. Die meisten sind überbrückt, d. h. es ist ein dünner Palmenstamm darüber geworfen, der durch den Regen natürlich glatt geworden war, und diese schwankenden Brücken hatten wir zu überschreiten, was auch ohne Unfall gelang. Nach ungefähr einer Legua kamen wir an den Eñe, einen Fluss mit breiter Playa und ziemlich vielem

Wasser, wodurch wir gezwungen wurden, uns von den Indianern hinüber tragen zu lassen, eine allerdings durchaus nicht leichte Arbeit. Die Indianer entkleideten sich, und je zwei von ihnen nahmen einen von uns auf ihre Schulter, während ein dritter sie unterstützte, um sie gegen die Strömung halten zu können. Nach  $1\frac{1}{4}$  Legua kamen wir endlich an den Jota, einen Nebenfluss des Chimore, der jedoch nur wenig Wasser hatte, so dass die Indier uns leicht hinübertragen konnten. Hier fanden wir den Anfang der Ansiedlung der Indier, die sich ca.  $\frac{3}{4}$  Leguas lang, bis an den Chimore erstreckt. Im ersten Haus waren gerade die Frauen damit beschäftigt Bananen zu rösten, für uns nach dem anstrengenden Marsch ein willkommener Imbiss. Unser Weg führte uns durch die ganze Ansiedlung und freuten wir uns darüber, wie freundlich hier Alles war. Nahe beim Hause des Caziken fanden wir ein leerstehendes, dessen Eigner kürzlich gestorben war und das wir in Besitz nahmen. Von allen Seiten wurden uns jetzt Bananen und Yuca gebracht, und später erschienen auch die Damen des Caziken, seine Frau und Schwiegertochter, uns willkommen heissend und überreichten uns eine Schale Chicha aus Yuca, die mir und Don Juan freilich widerstand, während Mr. Benedict das Getränk für gutschmeckend und erfrischend erklärte. So waren wir also am Chimore installiert; das Wetter schien sich jedoch gegen uns verschworen zu haben, so dass wir nicht einmal die Umgebung durchstreifen konnten; so verging die Zeit. Unsere Provisionen waren aufgezehrt, und wenn wir auch an Landesfrüchten Ueberfluss hatten, so fehlten uns doch Fleisch und Fisch, da das Wetter sowohl für die Jagd wie zum Fischfang ungünstig war. Was wir noch an Fleisch hatten, mussten wir für unsere Weiterreise sparen. Am 4. Juni brachte ein Indianer einen Brief vom Coni von Freund Velarde, worin derselbe mir schrieb, dass er leider nicht die Reise mit mir machen könne, da seine Gegenwart in Cochabamba durchaus nothwendig sei, und mir rieth, wegen des ungünstigen Wetters die Reise aufzugeben. Keineswegs gewillt auf meinen einmal gefassten Entschluss zu verzichten, liess ich unser Gepäck durch sechs Indianer holen, und da das Wetter am nächsten Tag sich etwas aufklärte, beschlossen wir den Chimore hinabzugehen, einmal weil ich den Fluss nothgedrungen untersuchen musste, um einen anderen Hafenplatz auszufinden, dann aber weil wir hofften, wieder einen guten Fischfang zu machen und damit unsere Reiseprovisionen etwas zu completiren; zu dem Zweck wurden für den nächsten Tag ein Indianer beordert, ein Canoe bereit zu halten. Kurz vor unserer Abfahrt kamen auch 8 Indier zurück, die seit 14 Tagen flussabwärts auf der Jagd gewesen waren; natürlich wurde uns ein Theil der Jagdbeute geschickt und zwei Stücke eines grossen Affen

Marimono, die gut zubereitet uns trefflich mundeten. Mittlerweile war das Canoe hergerichtet, und wir schifften uns ein. Der Chimore ist ein schöner breiter Fluss, dessen zahlreiche Stromschnellen allerdirgs viel leichter zu passiren sind, wie die im Coni. An einer Playa unterhalb des Zozar Zama machten wir Halt und wurden hier überrascht durch die Masse Quarz, da ich bis jetzt Aehnliches in Chimore nicht gefunden hatte. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort, und machten erst an der Mündung des Jota Halt. Wie ich richtig vorausgesetzt hatte, fand ich diesen Platz durchaus geeignet zur Anlage eines Hafens. Der Chimore, der sich oberhalb in zwei Arme theilt, vereint sich hier wieder zu einem breiten und wasserreichen Flusse, der bei niedrigstem Wasserstande nicht unter 6 bis 8 Fuss Wasser hat, also hinreichend für Dampfschiffahrt. Unterhalb ist der Fluss frei von Stromschnellen und Palisaden und könnte also hierher jedenfalls der Hafen verlegt werden, der, wenn das Project der Madeira- und Mamore-Eisenbahn zu Stande kommt, der wirkliche Hafen Boliviens zu werden verspricht. Somit hatte ich denn den Zweck meiner Reise erreicht und das gefunden, was ich suchte. Da uns gegenüber eine schöne Playa lag, so liessen wir uns dahin übersetzen, eine Hütte herichten und schickten die Indianer wieder auf den Fischfang, von dem sie diesmal einen kleinen Lipuri als Beute heimbrachten. Als wir am nächsten Morgen erwachten, bemerkten wir frische Tigerspuren rund um unsere Carpa herum.

Da wenig Aussicht vorhanden, dass der Fischfang besser würde, so gingen wir wieder flussaufwärts und legten wieder bei derselben Playa an, und während Don Juan hier mit dem Burschen und einem Indianer zurückblieb, machte ich mich mit dem Canoe daran, den Zozar Zama näher zu untersuchen. Ich ging denselben ungefähr eine Legua hinauf und bemerkte, dass alle Playas in demselben fast buchstäblich aus Quarz bestanden. Leider fehlte mir die Zeit eine ordentliche Aufnahme machen zu können; ich muss solche eben für später verschieben. Am nächsten Morgen war ich frühzeitig auf und genoss das herrliche Naturschauspiel eines Sonnenaufgangs, das vor mir wenigstens noch kein Europäer an dieser Stelle des Chimore gesehen hat. Der Punkt konnte nicht schöner liegen; der Fluss gestattete eine prachttvolle Fernsicht; den Hintergrund bildete die Cordillera von Santa Cruz mit ihren zahlreichen Ausläufern, die sich theilweise bis zu einer Entfernung von 4 Leguas von uns erstreckten; dann die wundervollste Waldebene und als Vordergrund der schöne breite Fluss mit seinen prachttvollen Waldufeln; dabei die Luft so rein und klar, wie man es eben nur in den Tropen nach dem Regen kennt, so dass selbst die Cordillera ganz klar und rein dalag. Nach und

nach färbte sich die Cordillera violett, und nun folgten die wundervollsten Lichteffecte, wie sie nur die Tropen zu bieten vermögen, aufeinander, als die immer heller werdende Beleuchtung jede einzelne Bergschlucht klar erkennen liess, dann die weite Ebene hell erleuchtete, und nun am mir gegenüberliegenden Ufer der Wald anfang seine dunklen Gipfel zu färben, aus denen das frische Grün der Palmen wie neues Leben hervorragte, und endlich das ganze jenseitige Ufer mit der Hälfte des Flusses im grellsten Licht vor mir lag, im Gegensatz zum diesseitigen Ufer, das seine dunklen Schatten in den Fluss warf. Aus meinen Träumereien wurde ich durch die Indianer geweckt, die Alles zur Weiterfahrt hergerichtet hatten, und so bestieg ich denn mein Canoe. Die Fahrt ging ziemlich langsam der Cachuelas halber, und uns dicht am Ufer haltend überraschten wir zwar ein Wildschwein, aber beide Läufe meiner Flinte versagten, da die zwei Tage alte Ladung feucht geworden war, und so gab ich es denn überhaupt auf, mein Jagdglück auf dieser Reise ferner zu versuchen. Kurz nach Mittag langten wir wieder in unserm Indianerdorfe an.

Wiederum trat Regenwetter ein, und als endlich der Himmel sich aufklärte, wurde der nächste Tag zur Abreise festgesetzt. Den Caziken und 12 Indier, unter denen die besten Jäger als Führer, hatten wir bereits engagirt, und erhielten dieselben die Weisung, sich für den nächsten Tag bereit zu halten. Mit den Provisionen sah es aber traurig aus, da nur noch drei Flaschen Cognac, etwas Reis, Kaffee, Coca, Zucker und Chocolate vorhanden waren; von Bananen und Yuca konnten wir aber nicht viel mitnehmen, da solche zu schwer zum Transport waren und die Indianer ausserdem auch eine Quantität dieser Nahrungsmittel, ausser gedörrtem Mais, für ihren eigenen Bedarf mitnehmen mussten. Glücklicher Weise hatte meine Gattin als gute deutsche Hausfrau für consistentere Nahrung gesorgt, welche wohl für einen auf fünf Tage berechneten Rückmarsch ausgereicht hätte, nicht aber für eine längere Zeit.

Endlich brach der 10. Juni an; frühzeitig waren wir auf den Beinen, es wurde gepackt, das Gepäck gleichmässig vertheilt, und als gleich nach dem Frühstück die Indianer sich einstellten, wurde sofort aufgebrochen. Jedoch schon am nächsten Hause, beim Caziken wurde zum Abschiedstrank Halt gemacht. Wieder mussten wir die ganze Ansiedlung passiren, und am letzten Hause angekommen, erwartete uns wieder Chicha, so dass es 9 $\frac{1}{2}$  Uhr wurde, bis wir unsere Indianer wirklich auf den Weg gebracht hatten. Jetzt ging es in südlicher Richtung weiter, und bald erreichten wir eine kleine Kaffeepflanzung, die Padre Izquierdo hier angelegt, jedoch seit mehreren Jahren verlassen hatte. Bis hierher hatte uns Freund Benedict

begleitet, und hier nahmen wir herzlichen Abschied von ihm. Noch eine herzliche Umarmung, und fort ging es in Regionen, die noch kein Europäer betreten hatte. Das Land war noch vollständig flach und dichtbewaldet, doch gab es hier wenigstens noch einen schmalen Waldpfad, der zu den zwei indianischen Chacos führte, die wir noch passiren mussten. Ohne Schwierigkeiten überschritten wir einige kleine Flüsse und bald erreichten wir den ersten Chaco, wo einen Augenblick Halt gemacht wurde. Von hier wurde der Weg noch schmaler; wiederum hatten wir einige kleine Flüsse zu überschreiten, wobei es mir, da ich bis dahin den Ruhm gehabt hatte, nicht aus dem Sattel gekommen zu sein, doch passirte, dass beim Durchwaten eines kleinen wasserarmen, aber sumpfigen Flusses der Indianer, der mich hinübertrug, das Gleichgewicht verlor, indem er von einem quer über dem Sumpfboden liegenden Baumstamm, den er als Brücke benutzen wollte, abglitt und ich ein tüchtiges Schlammbad nahm, welches meine hohen Stiefel bis oben an den Rand füllte. — Gegen zwei Uhr kamen wir an den Jota, auf dessen linkes Ufer wir übergehen mussten, folgten darauf theils dem Ufer, theils dem Bette selbst, und nachdem wir denselben noch zweimal überschritten hatten, verliessen wir ihn, um uns dem Eñe zu nähern, wobei wir unsere Richtung mehr westwärts nahmen. Bald darauf erreichten wir denn auch einen kleinen Nebenfluss des Eñe, den wir überschritten, und langten gegen 3 Uhr bei dem letzten Chaco an. Wir hatten ca.  $3\frac{1}{2}$  Leguas gemacht mit einer graduellen Steigerung von 75 Fuss und befanden uns in 1000 Fuss Höhe. Hier fanden wir ein grosses leeres Haus, da der Eigenthümer sich am Chimore angesiedelt hatte, und konnten es uns somit noch einmal bequem machen, wenigstens zum letzten Male für längere Zeit.

Am nächsten Morgen wurde um 8 Uhr aufgebrochen, und jetzt ging es in die wirkliche Wildniss hinein, ohne Weg und Steg. Nach einer kleinen halben Stunde kamen wir an den Eñe, und mussten jetzt versuchen, denselben so viel wie möglich als Weg zu benutzen. Wir stiegen deshalb in denselben hinab, und hielten uns den ganzen Tag, so viel wir irgend konnten, an demselben. Zwölf bis vierzehn Mal kreuzten wir ihn, bald den Playas folgend, bald oben am Ufer marschirend und nur da, wo die Biegungen zu gross waren, verliessen wir den Fluss, indem wir uns den Weg durch den Wald bahnten, wobei das Gestrüpp uns so hinderlich war, dass wir nur sehr langsam vorwärts kamen. Am Nachmittag erreichten wir eine Stelle, wo der Fluss sich in zwei Arme theilte, an deren Zusammenfluss sich eine Tiefe gebildet hatte, die unserem Führer wegen der Menge Fische wohl bekannt war. Sofort gingen vier unserer Indianer mit Pfeil und

Bogen bewaffnet auf den Fischfang, und im Verlauf von  $\frac{3}{4}$  Stunden hatten dieselben 59 Fische geschossen von  $\frac{1}{2}$ —1 Pfund schwer, von denen wir 7 Stück für uns reservirten, während den Rest die Indianer unter sich theilten. Unsern Weg weiter fortsetzend machten wir endlich gegen 4 Uhr Halt; wir hatten allerdings nur ungefähr 2 Leguas zurückgelegt, waren jedoch schon stark gestiegen und befanden uns auf 1350 Fuss Höhe. Nah am Fluss wurden 2 Carpas aufgeschlagen, jetzt jedoch von Palmenblättern, und sofort ging es an die Zubereitung der Fische, die eine sehr willkommene Bereicherung unserer Provisionen bildeten. Gegen Mitternacht fiel ein sehr heftiger Regen und hielt bis Morgen an, so dass wir uns nicht mit besonders guter Laune auf den Weg machten. Da jetzt die Schwierigkeiten des Weges angingen, so bedurften wir gewiss des guten Willens, indem wir nun direct in den Wald hineinzogen. Natürlich war der Boden weich und Alles nass; wir mussten uns zwischen den nassen Zweigen durcharbeiten, und den Fluss nochmals passiren, und jetzt begann das Steigen, doch wurde wenigstens der Wald freier von Unterholz. Anfangs war die Steigung nur langsam, bald wurde sie jedoch steil und sehr beschwerlich, wozu der nasse Boden natürlich viel beitrug. Nachdem wir ca. 200 Fuss gestiegen waren, ging es wieder abwärts, wobei uns ein gefallener Baum viel Arbeit machte; es war dies an einer Stelle, wo die Falda einen ziemlich spitzen Winkel beschrieb und zugleich sehr steil war, so dass der Baum eine Art Brücke bildete, über welche wir hinweg mussten, indem wir uns mühsam von einem Ast zum andern durchzuarbeiten hatten. Gleich darauf passirten wir einen kleinen Fluss, der über grosse Steinmassen sich hinwegstürzend, wunderhübsche Fälle bildete, und wieder ging es bergauf und bergab, und wiederum standen wir an demselben Fluss, an dem wir gelagert hatten und auf dessen linkes Ufer wir nunmehr überzusetzen hatten; nach einer ziemlich starken Steigung standen wir endlich auf 1850 Fuss Höhe. Hier fanden wir uns jedoch ziemlich getäuscht, da wir gehofft hatten, dass wir, der Falda folgend, die Höhe erreichen würden, während wir statt dessen hinunterklettern mussten und uns bald wieder in der Nähe des Eñe befanden, den wir allerdings nicht zu Gesicht bekamen, doch konnten wir hören, wie er sich unter uns hinunterstürzte. Wenn die Steigungen bis hierher auch beschwerlich gewesen waren, so begann jetzt im wahren Sinne des Wortes ein Klettern; der Berg war so steil, dass wir die Wurzeln und Aeste benutzen mussten, um uns an denselben in die Höhe zu ziehen, und als Zugabe trat wieder ein heftiger Regen ein. Schützen konnten wir uns nicht dagegen, denn mit Gummi-Poncho konnten wir unmöglich klettern und unsere leichten wollenen Ponchos

hielten nur wenig das Wasser ab, so dass wir bald bis auf die Haut durchnässt waren. Dazu kam, dass die starke Steigung uns keinen Ruhepunkt bot, also weiter und weiter bergauf, bis wir endlich um 2 $\frac{1}{4}$  Uhr den Kamm in 3025 Fuss Höhe erreichten. Einige unserer Indianer, die voraus gezogen waren, hatten zwei Palmen gefällt, und deren Blätter zu 2 und 3 mit dem Stengel in die Erde gesteckt; natürlich bogen sich ihre Spitzen nach vorn und bildeten so eine Art Schilddach, unter dem eine Person aufrechtstehend ziemlich geschützt war. Nach kurzer Ruhe brachen wir wieder auf und nun ging es sehr steil hinunter, wobei die grösste Vorsicht beobachtet werden musste; denn da es unmöglich war, festen Fuss zu fassen, so hiess es, sich von Baum zu Baum zu schwingen. Den einen Baum loslassend machten wir einige schnelle Schritte, um ein Einsinken auf dem weichen Boden zu vermeiden, und fielen dann mehr oder weniger gegen einen anderen Baum, an dem wir uns mit beiden Händen stützten. Endlich um 3 $\frac{1}{2}$  Uhr waren wir unten — auf einer Höhe von 1475 Fuss, hatten also fast die gleiche Strecke bergab in 1 $\frac{1}{2}$  Stunden gemacht, die bergauf 6 Stunden in Anspruch genommen hatte.

Am Icharco angekommen, mussten wir auf dessen rechtes Ufer übergehen, was ziemlich schwierig war, auf die Schultern zweier Indianer gestützt aber ohne Unfall bewerkstelligt wurde. Am anderen Ufer gingen wir ein kleines Stück bergauf und liessen hier unsere Carpa aufschlagen, und jetzt erst konnten wir daran denken, unsere nassen Kleidungsstücke, welche wir den ganzen Tag über auf dem Körper gehabt hatten, zu wechseln.

Der Icharco ist ein Fluss mit ziemlich vielem Wasser und starkem Gefäll und ergiesst sich ungefähr 3 $\frac{1}{2}$  Leguas unterhalb der Stelle, wo wir uns befanden, in den Chimore. Wir hatten unser Lager an einer sehr hübschen Playa in 1500 Fuss Höhe aufgeschlagen und beschlossen denn auch den nächsten Tag hier zu ruhen, um wenigstens unser Zeug zu trocknen, denn unmöglich konnten wir weiter gehen, ohne uns der Gefahr auszusetzen ernstlich zu erkranken. Da wir befürchteten, dass unsere Reise sich ziemlich in die Länge ziehen werde, mussten wir mit den Provisionen sparsam umgehen; wir liessen daher eine Palme fällen und machten uns eine Suppe von Fisch, Reis und Palmenkohl, eine allerdings etwas merkwürdige Zusammenstellung, die aber doch geniessbar war. Glücklicherweise brach der nächste Morgen klar an, doch zogen wir es vor, anstatt weiterzureisen, unsere sämtlichen Kleidungsstücke, sowie das völlig aufgeweichte Sattelzeug und die Stiefel zu trocknen, was auch mit Hülfe der Sonne vollkommen gelang. Einige der Indianer gingen den Fluss hinauf, kamen jedoch ohne Fische zurück, da das Wasser zu trübe und kein Fisch zu

erkennen war. Besser gelang es dem Caziken, der sich allein aufgemacht hatte und wenigstens mit einem grossen, fetten Waldhuhn zurückkehrte, welches er redlich mit uns theilte; so hatten wir denn wenigstens einmal frisches Fleisch; hierzu passte der Palmenkohl auch unstreitig besser als zu gekochten und gebratenen Fischen. Leider fing Nachmittags der Regen wieder an; auch in der Nacht regnete es abwechselnd, und war auch der Morgen besser, so hatten wir am folgenden Tage wieder viel von der Nässe zu leiden.

Um 8 $\frac{1}{2}$  Uhr brachen wir auf und sofort ging es waldeinwärts. Wir mussten jedoch heute den ganzen Tag den Fluss bis zu dessen Cabezera\*) folgen; im Fluss selbst konnten wir nicht marschiren, und da die Falda an vielen Stellen nur kahle Felswände bildete, so mussten wir alle Terrainvortheile benutzen und dabei die Richtung möglichst einhalten. Die Steigung war sehr steil und hatten wir oft das Bett der Gebirgsbäche zu benutzen, was freilich eine ziemlich beschwerliche, dennoch aber immerhin noch leichtere Arbeit als im Walde war, da wir wenigstens immer Steine unter den Füssen hatten. So ging es bergauf, bergab, als plötzlich vier oder fünf in wildem Chaos übereinander gestürzte Baumriesen unsern Weg versperrten. Da nach der Aussage der Indianer ein Umgehen dieses Hindernisses unmöglich war, so begann die durchaus nicht ungefährliche Kletterei über die Stämme; von Ast zu Ast hiess es da sich durchwinden und stets festen Fuss fassen, da zwischen den Lücken der Zweige unter den Füssen eine tiefe Schlucht sichtbar wurde. Auch dieses Hinderniss wurde glücklich überwunden, freilich arg zerbissen von den grossen Ameisen, welche im Laubwerk über mich hergefallen waren, und nun ging der Marsch weiter, und bald darauf betraten wir den Gebirgskamm in 2500 Fuss Höhe. Diesem folgend stiegen wir langsam noch weitere 200 Fuss, dann aber einen jähen Absturz bergab, bis wir endlich wieder im Flussbett standen, welches wir nun zu benutzen suchten. Das Weiterkommen wurde uns jedoch durch die enormen Felsblöcke sehr erschwert, bis wir plötzlich an einer Tiefe der von vollständig steilen Felswänden eingeschlossenen Ufer standen. Hart an der Felswand konnte man allerdings gehen, doch freilich bis zur Brust im Wasser, und da ich dieses Bad scheute, so benutzte ich wiederum die Schultern zweier Indianer, um mich hindurchtragen zu lassen, ein allerdings nicht ganz bequemer Ritt, da wegen der Felsblöcke bald der eine meiner Träger hoch, bald der andere niedrig ging. Und kaum dem nassen Elemente entronnen, begann von Neuem die

---

\*) Cabezera, Kopfstück, auch für die Quelle eines Flusses gebräuchlich.

Kletterei bergauf und bergab und dem entsprechend der wiederholte Uebergang von dem einen Flussufer auf das andere. Wiederum mussten wir einen Bergrücken von 400 Fuss Höhe überklettern und schliesslich über einen überaus steilen Abfall zum Fluss hinabsteigen, dessen Lauf wir nun wiederum bis zu einer kleinen Playa folgten, wo der Fluss sich in zwei Arme theilte. Wir hatten an diesem Tage überhaupt nur etwa  $\frac{5}{4}$  Legua zurückgelegt und lagerten jetzt in 1850' Höhe.

Auf dieser Playa richteten wir uns nun häuslich für das Nachtlager ein; in unserer unmittelbaren Nähe lagerten die Indianer, die, weil keine Palmen in der Nähe wuchsen, sich keine Carpa aufrichten konnten, an zwei Feuern. Gegen 10 Uhr wurden wir durch einen starken Regen, wie ich ihn selbst in den Tropen noch nicht erlebt hatte, geweckt; dabei war die Gegend tageshell von den unaufhörlichen Blitzen erleuchtet, so dass man den Fluss weithin stromauf und abwärts überblicken konnte. Die Indianer hatten sich alle in unsere Carpa gedrängt, als plötzlich einer derselben uns zurief: „Señor, rio viene“. Was dies bei diesen Gebirgsströmen sagen will, wussten wir; rasch sprangen wir auf von unserm Lager; jeder ergriff das, was ihm gerade zunächst lag und flüchtete damit bergan in den Wald. Nochmals kehrten die Indianer zurück und waren so glücklich, mein Feldbett heraufzubringen. Auch der Cazike stürzte sich nochmals in den Fluss um meine Uhr zu retten, die ich in der Carpa aufgehängt und vergessen hatte, und es gelang ihm, dieselbe in demselben Augenblicke zu ergreifen, als die Carpa von den Fluthen weggerissen wurde. Alles dieses hatte keine 10 Minuten gedauert; der Fluss war über 12 Fuss gestiegen, und jetzt nicht mehr wie zwei Fuss von mir entfernt; da sein Bett jedoch jetzt ungleich breiter war, so fürchteten wir kein ferneres Steigen, nur ein etwaiger Derumbo unter uns hätte uns verderblich werden können. Da sass ich nun im furchtbarsten Regen, nur halbbekleidet und zitternd vor Nässe und Kälte, da mein Gummi-Poncho durchzunässen begann. Unendlich lang wurde diese Nacht; das Gewitter hörte auf, auch der Regen liess etwas nach, aber wir befanden uns in einer egyptischen Finsterniss, aus der uns endlich das anbrechende Tageslicht erlöste. Jetzt erst konnten wir unsern Schaden überblicken; das Wasser hatte so manches Stück unsers Gepäcks weggespült und auch meine Jagdfinte, verschiedenes Schuhzeug und Kochgeräth. Auch war mein Notizbuch, in welchem die Aufzeichnungen von meiner letzten Reise enthalten waren, verschwunden; ich hatte dasselbe in meinen Hut unter mein Bettgestell gelegt und es war beim Zusammenraffen wahrscheinlich herausgefallen. Glücklicherweise hatte ich Dr. Kiepert's Rath befolgt, sich nicht auf sein

Notizbuch zu verlassen, und hatte daher jeden Abend meine Notizen in ein anderes grösseres Buch copirt und sonstige Bemerkungen aus dem Gedächtniss hinzugefügt; wirklich möchte ich jedem Reisenden auf's Wärmste anempfehlen, ein Gleiches zu thun. Zunächst mussten aber unsere Sachen getrocknet werden, denn wir hatten wirklich kein trockenes Stück, und so zündeten denn die Indianer mehrere Feuer an, die jedoch überdacht werden mussten, da ununterbrochen ein feiner Regen anhielt. Dieses Geschäft des Trocknens währte den ganzen Tag. Auch gingen unsere Provisionen in bedenklicher Weise auf die Neige, und da an Jagd und Fischfang nicht zu denken war, die Indianer es aber vorgezogen, ihren gerösteten, vollständig durchnässten Mais sofort zu verzehren, als ihn dem Verderben preisgegeben, so nahmen wir wieder unsere Zuflucht zum Palmkohl. Auch brachten die Indianer ein mir neues Nahrungsmittel, nämlich das Herz und Mark eines grossen Farrnkrautes, das ca. 20—30 Fuss hoch wächst und vollständig einer Palme ähnlich sieht. Dieses Mark wurde entweder geröstet und schmeckte sehr gut, ähnlich einer Nuss, oder geschält und mit Salz durchknetet als Brod geröstet, schmeckte aber in letzterem Falle ziemlich fade. Ausserdem brachte ein Indianer einen mir unbekanntes wilden Honig; derselbe war flüssig wie Wasser und schmeckte, als ob er mit Essig vermischt wäre; das Zellengebäude war ganz unregelmässig und stammte von einer gewöhnlichen schwarzen Fliege ohne Stachel. Nach der Aussage des Caziken giebt es hier mehr als sechs verschiedene Arten von Honigbienen.

Da der Aufenthalt auf dem sumpfigen Waldboden und bei dem anhaltenden Regen keineswegs angenehm war, so beschlossen wir am folgenden Morgen, am 17., auf gut Glück aufzubrechen; Don Juan war mit drei Indianern vorangegangen und um 10 Uhr folgte ich mit den übrigen Leuten. Gleich Anfangs ging es wieder bergauf, denn wir mussten jetzt den Icharco verlassen und an den Ibirizo zu kommen suchen. Wieder etwas abwärts gehend passirten wir einen der Flüsse, die uns vor zwei Tagen solches Ungemach bereitet hatten, durchschritten dann, wieder ansteigend, zwei kleine Bäche. Doch, wie sahen diese Flussläufe, welche gestern noch grosse Bäume und Felsblöcke mit sich fortgerissen hatten, heute aus! trocknen Fusses konnten wir mit unsern Schuhen in ihrem Bette gehen. Endlich, nachdem wir eine Höhe von 2525 Fuss erreicht hatten, wurde der Weg bequemer, da wir jetzt dem Kamm folgen konnten, und hatten jetzt wieder den Icharco zur Rechten unter uns. Bald ging es wieder bergab, zwischen zwei kleinen Flüssen, die schon in den Ibirizo flossen, und da die Bajada steil war, so benutzten wir erst den einen dieser Flüsse, und darauf den anderen zum Weitermarsch, bis wir eine kleine

Ebene erreichten, und diese durchschneidend auf das Ufer des Ibirizo stiessen (Höhe 2200 Fuss). Dieser Fluss, ein Nebenfluss des San Antonio, also somit des Chapare, hatte viel Wasser und war zudem so breit, dass ein Durchwaten desselben nicht möglich war. Die Indianer construirten deshalb ein Floss, indem sie einige Palmenstämme von ca. 9 Fuss Länge durch zwei hindurchgetriebene Querhölzer verbanden, darüber der Quere nach zwei dicke Taquaras und endlich der Länge nach eine Taquara, alles gut zusammengebunden, legten. Unser Gepäck wurde aufgeladen, und von einem schwimmenden Indianer bugsirt setzten wir auf dem Flosse über den Fluss. Am linken Ufer fanden wir eine grosse, in der Mitte hohe und nach den Ufern abgedachte Playa, auf deren höchstem Punkte ich das Zelt aufschlagen liess. Hätte das furchtbare Unwetter uns nicht gezwungen, am Eñe einen Ruhetag zu machen und hätte es uns hier, wo uns jeder Rückzug abgeschnitten gewesen wäre, überrascht, so würde die Fluth uns sämmtlich fortgeschwemmt haben. Am Morgen brachen wir frühzeitig auf, doch erwartete uns ein langweiliger Tag; wir hatten eine Ebene von ca.  $1\frac{1}{2}$  Legua zu durchschneiden, auf welcher die Taquara in einer Ueppigkeit wuchs, wie ich solche noch nicht gesehen hatte. Schösslinge, die noch kein Blatt entwickelt hatten und nach Aussage des Caziken nicht über 6 Monat alt waren, hatten sich hier in einer Länge von über 40 Fuss entwickelt; wegen ihrer geringen Stärke (4 bis 5 Zoll) bogen sich die langen Schösslinge oft bis zur Erde nieder und mussten, um nur freie Bahn zu machen, Schritt für Schritt mit der Machete durchhauen werden. Ueber zwei kleine Flüsse, die wir passirten, lag die Taquara so dicht, dass wir darüber hinweggingen, ohne den Boden zu sehen. So ging es bis  $4\frac{1}{2}$  Uhr Nachmittags, wo wir dann endlich den Hokcora erreichten, einen Nebenfluss des Ibirizo. Hier wurde wieder das Lager aufgeschlagen, auf 2200 Fuss Höhe.

Am nächsten Morgen ging es weiter bei dem schönsten Wetter. Wir hatten den Fluss zu überschreiten und darauf wieder eine ziemliche Steigung zu machen; doch belebte uns das Wetter und es war ein Vergnügen, die Indianer im Sonnenschein den Berg hinaufklettern zu sehen. Wir folgten dann dem Bett eines kleinen Flusses bis beinahe zu seiner Quelle, die ich auf 2950 Fuss Höhe fand. Der Abstieg war etwas schwieriger, obgleich wir wieder einen kleinen Fluss benutzen konnten, da der Boden auf der ganzen Strecke aus weichem Thonschiefer bestand. Bald darauf erreichten wir den Bandiota, der sich hier in zwei Arme theilt; über den ersten liess ich mich durch zwei Indianer tragen, während ich den anderen Arm durchschwamm. Jetzt hatten wir nur noch  $\frac{1}{2}$  Legua bis zu unserm Ziele und erreichten gegen 2 Uhr die Cocapflanzung meines

Freundes Don Antonio Camere, wo ich aufs beste aufgenommen wurde. Wir hatten also in 10 Tagen unsere Fussreise beendet, mit den furchtbarsten Anstrengungen aber nur ca. 13 Leguas zurückgelegt. Ich hatte bei meiner Abreise von Cochabamba Maulthiere nach Bandicta beordert; da man uns aber nicht mehr erwartete, waren dieselben zurückgeschickt und mussten wir daher hier andere miethen, was erst am zweiten Tag gelang.

Bandiota ist wie Espiritu Santo ein vorgeschobener Posten; es finden sich hier Coca-Anpflanzungen, jedoch nicht so bedeutend wie in Espiritu Santo. Acht unserer Indianer gingen am dritten Tag wieder zurück, und da die Leute wirklich stark gearbeitet und Alles aufgeboten hatten, uns die Reise bequem zu machen, so erhielt jeder, ausser einer Extravergütung in Geld, noch ein Taschenmesser und buntes Taschentuch, und für ihre Weiber ein Paar Ohringe und Scheeren als Geschenk. Fünf Indianer behielten wir bis Cochabamba bei uns.

Am 20. Juni traten wir denn endlich unsere Reise auf gebahnter Strasse heimwärts an; dieser Weg ist von meinem Freunde Camere mit vielen Kosten angelegt, wirft aber wenig Gewinn ab. Die Strasse steigt steil an und auf der Höhe am Kooriloma (4525 Fuss) fing es wieder an zu regnen, wir konnten aber jetzt unsere Gummi-Ponchos mit Erfolg gebrauchen. Nachdem wir wieder stark bergab gegangen waren, überschritten wir den San Antonio, schon nahe seiner Quelle, mussten darauf jedoch wieder bis auf 6500 Fuss steigen und nochmals 1000 Fuss bergab und passirten dann die Brücke über den Santa Rosa. Hier wird das Wegegeld erhoben, und blieben wir bei dem Einnehmer. Am nächsten Morgen brachen wir zeitig auf, da wir 11 gute Leguas mit sehr starker Steigung heute zurückgelegt hatten. Uebrigens ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen dieser Quebrada und der des Malaga; während nemlich im Locotal auf 5800 Fuss alle Tropengewächse herrlich gedeihen, kommen am Santa Rosa auf 5500 Fuss kaum Bananen fort; hingegen gedeiht die Kartoffel hier vortrefflich, und auf der ganzen Steigung machte ich dieselbe Beobachtung. Uebrigens begünstigte uns ein prachtvolles Wetter; es war nach 6 Wochen das erste Mal, dass wir einen durchweg guten Tag hatten. Gegen 11 Uhr hatten wir die Seja auf 10800 Fuss Höhe erreicht, und liessen hier unser Thier verschnaufen. Hier hörte jede frische Vegetation auf und von jetzt an nahm die Gegend den Character der Puna wieder an, ganz im Gegensatz zur Quebrada des Malaga. Um 3 Uhr waren wir endlich auf der Abra, in 13400 Fuss Höhe. Leider hatten wir keine Fernsicht; man übersieht von hier aus die ganze Ebene des Chimore; heute war aber dieselbe mit einer Dunstschicht bedeckt, aus der nur die